

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 4 (1928)
Heft: 38

Artikel: Land in Not
Autor: Massé, Grete
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-834072>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Land in Not

NOVELLE VON GRETE MASSÉ

(Nachdruck verboten)

Unter den Studenten und Studentinnen, die im Hörsaal den Vorlesungen des Professor Kascher lauschen, sitzt Tag für Tag eine große, grauhaarige, bäuerliche Frau. Ihr Kleid ist derb und einfach, ihr Schuh kräftig und mit breitem Absatz, ihre Hände groß und ausgearbeitet. Ihr Teint ist braun und rissig. Man sieht ihm an, daß er lange Jahre hindurch ungeschützt dem Wind, dem Regen, der Sonne ausgesetzt gewesen sein muß. Ihre Augen sind von einem kindlichen, strahlenden Blau. Ihr eisgraues Haar steht in kurzen Locken um den dunklen Kopf.

Alle sehen sie an, wenn sie eintritt mit dem ruhigen, unbekümmerten Schritt der Landfrau, die gewohnt ist, über fruchtbare und steinige Erde hinweg zu gehen. Ihre Art, ihre Bewegungen sind schwerfällig und umständlich und reizen in ihrer manchmal unfreiwilligen Komik sogar manche der jungen Studierenden zu einem mokanten Lächeln. Die Bäuerin Rose Goßmann sieht dieses Lächeln nicht oder sieht darüber hinweg mit dem großen, blauen, ruhigen Blick, mit dem sie daheim über die stillen Felder, über die weite, schweigende und atmende Ebene geschaut haben mag. Ein unsichtbarer, aber deutlich spürbarer Kreis trennt sie von dieser Umwelt. Es ist nicht allein das, daß sie alt ist und die andern jung, daß ihr Leben dem Ausklang nahe ist und das der andern noch von den Akkorden der Hoffnungen und der Träume schwillt — es ist ihre Art, die geformt und geworden ist durch äußeres oder inneres Erleben und die sich den neuen Einflüssen und der neuen Umgebung entgegenstellt wie ein Stück Natur, in sich selbst beharrend, unbeugsam und unbeeinflussbar. Auf ihren braunen, holzschnittartigen Zügen liegt, während sie dem Vortrag folgt, ein gesammelter Ernst. Ihr ganzes Wesen ist Konzentration. Man meint, die Gedanken hinter dieser Stirne arbeiten zu sehen. Der bäuerliche Kopf faßt nicht leicht, nicht spielend. Man spürt, er ringt mit dem Stoff, wälzt ihn, formt ihn, schlägt sich mit ihm herum. Aber ist er einmal bezwungen, gegliedert, aufgenommen, so steht er in diesem Gehirn so fest geprägt, so unverrückbar und unaustilgbar da, als wäre er gehämmert in Erz.

Dem Professor ist die Bäuerin bekannt. Er grüßt sie mit herzlicher Achtung und manchmal sucht während des Vortrages sein Blick forschend ihr kindlich blaues Auge, das mit ernsthafter Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet ist. Es wird bekannt, daß Rose Goßmann im Hause des Professors ein- und ausgeht und daß Ulrike Kascher, die Gattin des Professors, die eine Dame von Welt und eine Frau von Herz ist, sich bemüht, der alten Studentin eine Vertraute und Freundin zu sein.

An einem Nachmittag bittet der Professor seine beiden Lieblingsschüler Andreas Dou und Wilhelm Voß, mit denen er mehrere Stunden in seinem Studierzimmer gearbeitet, zum Nachmittagskaffee zu bleiben. Im Garten treffen sie in der Laube Rose Goßmann neben der schönen, blonden Ulrike Kascher, deren blaues Sommerkleid so licht leuchtet wie der Junihimmel über ihr. Im Gegensatz zu dem lichten, zarten Gesichte der Frau Professor

wirkt der braune Kopf der Bäuerin besonders dunkel, strenge und alt.

Als die drei Herren näher kommen, erhebt sich Frau Goßmann, um sich zu verabschieden.

«Bleiben Sie doch bei uns», sagt der Professor. «Sie sperren sich zu viel ein, Frau Goßmann. Der Kontrast zwischen dem Stadtleben, der Stubenluft und dem freien Leben in Luft und Sonne, das Sie gewohnt gewesen sind, ist zu groß. Sie werden ihrer Gesundheit schaden.»

Rose Goßmann blickt über den sommerlichen Garten, um dessen Blumenkelche die Insekten schwirren. Sie blickt zum Himmel und sucht den goldenen Kreis der Sonne. Der Wind lockert ihr graues Schläfenhaar. Tief atmet sie. Ihre Hand greift in den Jasminstrauch neben ihr und bricht ein Zweiglein ab.



Schloß Laupen

Phot. Führer

Man sieht, es wird ihr nicht leicht, diesen Garten und den glückseligen Tag zu verlassen. Aber sie bleibt standhaft gegenüber den Bitten, die sie zum Bleiben bewegen wollen.

«Ich muß lernen», sagt sie fest. «Ich habe schon zu viel versäumt, Herr Professor, Sie wissen es!»

Der Professor sieht ihr nach, wie sie den Garten verläßt, das Tor öffnet und groß und dunkel auf der Straße dahinschreitet.

«Sie hat zu viel versäumt! Fast hätte sie das Leben, das sie gewollt, ganz versäumt. Ich weiß es!», sagt der Professor. Und als die Dämmerung über dem Garten steht, so dicht, daß man meint, man könne sie mit dem Messer schneiden und in der Laube an Licht nichts als die glimmenden Punkte der Zigaretten durch die Dunkelheit schimmern, erzählt er den beiden Schülern das Leben der Rose Goßmann, die als alternde Frau mit grauen Haaren und schwerem Sinn sich einreihet in die Studentenschar der Jungen, die die Hörsäle der Universität füllen.

«Ich habe die Rose Goßmann schon gekannt, als sie noch Rose Schönesee hieß», beginnt der Professor. «Sie war, als ich studierte, meine Studienkollegin, wie sie heute die Ihre ist. Nur war sie damals kaum zwanzig Jahre, war ein schlankes, braunhaariges Geschöpf mit brauner Haut, blanken Au-

gen und herrlichen weißen Zähnen. Ein Erdschöpf, fest und warm, tüchtig und wundervoll gesund.

Sie war eine Bauerntochter. Der große, heimliche Erbbesitz gehörte zu jener Zeit zwei Waisen, ihr, der Rose, und ihrem Bruder Christian Friedrich. Irgendwie muß in dieser Familie alten Bauernbluts einmal Gelehrtengeist hineingekommen sein, der, Generation auf Generation überschlagend, brennend und scheinbar plötzlich in diesem Geschwisterpaar zum Ausbruch kam. Christian Friedrich mußte dieser inneren Neigung entsagen. Nicht nur, weil er zehn Jahre älter als die Rose war und ihm früh eingepägt worden, daß er der Herr und Verantwortliche der ausgedehnten Güter sei — vielmehr noch durch seine Kränklichkeit, auf die das Leben in der Großstadt und die Anstrengungen des Studiums bestimmt ver-

schlimmernd eingewirkt. Als er aber in der jungen Schwester den gleichen Brand zur Wissenschaft entdeckte, der in ihm selbst glomm, machte er ihr großmütig den Weg frei zu jenem Ziel, das ihm verschlossen war, und sah es innerlich als eine Gnade des Schicksals an, daß keiner der bäuerlichen Ahnen mehr lebte, der gewiß mit unbengsamer Strenge verlangt hätte, daß ihm dieses urgesunde, stämmige Mädchen als Arbeitsgenossin zur Seite stehe, damit die Existenz der Güter nicht allein abhängig wäre von seiner durch Leiden geschwächten Hand.

So also saß die junge Rose Schönesee. In ihrer braunen, blitzenden Jugend zwischen uns jungem Studentenvolk und stürzte sich in das ihr fremde Element des Studiums mit einer Wucht, die etwas Großartiges hatte. Aber schon zog sich über ihrem Haupte schwarz die Unheilswolke zusammen: Christian Friedrich bekam einen Blutsturz und starb.

Man rief die einzige Hand herbei, die die erbten Besitztümer in sich vereinigte. Wir glaubten, die braune Rose Schönesee, die uns verlassen, nie wieder zu sehen. Aber es war nicht sehr viel mehr als ein Jahr vergangen, da erschien sie von neuem im Hörsaal. An ihrer rechten Hand blitzte ein breiter goldener Ehering, und aus der Rose Schönesee war die Rose Goßmann geworden. Sie hatte einen jungen Menschen geheiratet, den sie von einem Nachbargut, wo er als Verwalter in Diensten gestanden, auf ihr eigenes Besitztum geholt. Der sollte an Stelle Christian Friedrichs Haus und Hof betreuen und das Land. Sie selbst wollte studieren und der glühenden Sehnsucht in ihr Ziel und Erfüllung geben.

Aber von dem Gute kam Hiobspost auf Hiobspost. Der Verwalter, kaum Herr geworden, wollte nicht mehr arbeiten und ergab sich dem Trunke. Die Dienstleute wurden faul und aufsässig, das Vieh erkrankte, Seuchen brachen aus, die Felder wurden gar nicht oder schlecht bestellt, ein Stück gutes Wiesenland, ein prächtiger Wald wurden verschachert. Die Rose erfuhr immer nur Bruchstücke. Der Mann beschönigte, schwatzte ihren Kummer fort und ihren Argwohn, versprach Besserung, die nie anhielt. Die ganze Wahrheit sah die Rose Goßmann wohl erst, als sie wieder daheim war.

Das junge Geschöpf kämpfte einen schweren Kampf. Mir konnte er nicht verborgen bleiben, denn ich wohnte Wand an Wand mit ihr in demselben Fremdenheim. Wie oft hörte ich in den Nächten ihren ruhelosen Schritt. Dieses Landkind, das den tiefsten, ruhigsten Schlaf besessen, floh der Schlummer. Ich hörte sie die Bücher heranholen, hörte sie darin blättern, schreiben oder das Gelernte vor sich hinmurmeln, um es nicht zu vergessen. Und dies alles unterbrach immer wieder ein Seufzer aus beklommener, sorgenschwerer Brust.

Der Zwiespalt war in dieses einfache, urgesunde Gemüt gekommen, und im Zwiespalt konnte ein klarer Mensch wie die Rose Goßmann auf die Dauer nicht leben. Sie mußte sich entscheiden, sich selbst opfern und aufgeben oder der Väter Land opfern und aufgeben. Aber der Kampf war bitter. Die braunen Wangen wurden bleich, unter den Augen der jungen Frau erschienen die dunklen Schatten, die Kummer und Schlaflosigkeit erzeugen, die Kleider begannen um ihre mager gewordenen Schultern und Hüften zu schlittern.

Und eines Tages war sie fort, hatte alle Brücken hinter sich abgebrochen, hatte ihr eigenes Herz genommen und zur Ruhe und Wunschlosigkeit gehämmert, war verschwunden für uns und unsere Welt, um willensstark zu erscheinen in dem Bezirk, der ihre Heimat war. Damals hat sie keinen Abschied genommen und kein Wort über ihren Entschluß und ihre Wandlung geäußert. Jetzt erst, da sie sich bei mir als Hörerin meldete, sprach sie von jener Zeit:

«Da war immer das Land, das zugrunde ging und flehte,» sagte sie. «Ich wollte es nicht sehen und schloß die Augen, ich wollte es nicht hören und verstopfte mir die Ohren und baute die Bücher um mich herum, damit ich sein Leiden nicht sähe. Aber das Land wurde nicht still. Es flehte nicht mehr, es stöhnte, es wimmerte, es schrie. Und da wurde das Bauernblut in mir wach, das es nicht mit ansehen kann, wenn die Erde nicht ihr Recht hat, die Erde, die unser aller Mutter ist...»

Und die Rose Goßmann kehrte heim zu Acker und Pflug. Sie führte ein hartes aber segensreiches Regiment. Die Felder, die schon bei dem kränklichen Bruder heruntergekommen und ihre Ertragsfähigkeit gemindert, erholten sich langsam. Sie trieb Viehzucht und brachte die Obstkulturen zur Blüte, sie nahm den schwachen, trunksüchtigen Mann an die Hand und wandelte ihn zu einem brauchbaren Menschen. Sie erzog ihre drei Söhne zu Bauern, die der Väter würdig waren, die Hof und Acker einst geschaffen für Kind und Kindeskind. Alles kam nicht gleich in Gang und Schwung, sondern nach und nach. Die Rose mußte selbst erst Lehrgeld zahlen, und mancher Hagel und mancher Wetterschlag brachte sie wieder zurück auf ihrer Bahn, so daß es mit zusammengebissenen Zähnen und hart schaffenden Händen fast von neuem zu beginnen galt. Aber die Rose bezwang es. Heute stehen Hof und Acker so stattlich wie in ihrer besten Zeit. Zwei ihrer Söhne, mit jungen Bäuerinnen vermählt, haben ihr die Sorge abge-

nommen für Haus und Leute und Land. Der dritte Sohn lebt auf einer Farm in Süd-Amerika.

Da besann sich die Rose, als sie der zweiten Schwiegertochter die Brautkrone ins starre Haar gedrückt, auf die Träume ihrer Jugend. Sie hatte ihr Werk getan und ihre Pflicht und hatte das Recht, jetzt zu vollenden, was sie als Rose Schönsee begonnen. Doch als sie in den Spiegel schaute, wollte, wie sie mir erzählte, das Verzagen sie überkommen. Jetzt erst, da sie alles geleistet, da um sie her der Lärm abebbte und die Ruhe um sie

Sie fuhr zur Station, stieg in die Eisenbahn und kam zu mir. «Ich will da weiter arbeiten, wo ich in der Jugend aufgehört, Herr Professor», sagte sie. «Ich will studieren! Ich denke, ich werde es schaffen!»

Ich sah sie an. Sie hatte sich erhoben und stand vor mir. Dunkel und hoch und stolz. Ein alter Baum, aber ein Baum voll starkem Mark.

Sie wird es schaffen, dachte auch ich. Ein Mensch, der für sein Ziel sich hingibt mit allem, was er ist und kann, ist groß. Man soll ihm nicht wehren.



Billa Jennings

stand, sah sie, was sie bisher nicht beachtet, sah, daß inzwischen das Leben verronnen und daß sie eine alternde Frau geworden mit grauem Haar. Sie setzte sich auf den Stuhl vor dem Spiegel, der ihr die Wahrheit enthüllt, und sann nach. Sie saß so still, daß sich die surrenden Sommerfliegen im Zimmer auf ihren Arm niedersetzten. Durch das offene Fenster kam der Duft von frischem Heu, das die Schnitter auf den Feldern gemäht, die sie hoch gebracht mit der Kraft ihrer Arme und der Zähigkeit ihres Willens. So weit vom Hause aus ihr Auge sah, war das blühende Land ringsum ihr Eigentum und das ihres Geschlechts. Im Hofe lärmten ihre Enkel, die hier einmal die Erben und die Herren sein würden.

«Gott kann nicht wollen, daß ich der größten Sehnsucht und größten Freude meines Lebens entsagen soll, nur, weil ich treu gewesen gegen Land und Heimat und gedient mit allen meinen Kräften», dachte die Rose Goßmann.

«Evmarie...» stammelte ich, hin und her gerissen. «Alle Schätze Arabiens, alle Wohlgerüche Rothschilds würde ich dir zu Füßen legen, nur um deinen Pantoffel dagegen einzutauschen. Aber fahr nicht nach Krummhübel. Fahr nach Garmisch. Es dauert nur ein paar Stunden länger, aber dafür sitzt Robert auf der Hampelbaude, während wir uns unter der Zugspitze stundenlang verloben können.»

Evmarie bewegte sichtlich Gedanken. Sie ließ zwei davon, die Gehirnbahnen entlang, ein Rennen laufen, der eine hieß Robert und der andere Richard. Wer aber kam zuerst durch's Ziel?

«Ja,» sagte Evmarie. «Ich will mich mit dir verloben, wenn du mir das Gleiche bietest wie Robert. Denn du weißt ja, was ich dir über meine Liebe gesagt habe, und ich nehme nie etwas zurück, auch nicht mein Wort. Aber du mußt mich selbstverständlich auf Händen tragen, gelt?»

(Fortsetzung Seite 8)

Mein peinlichstes Erlebnis

VON RICHARD RIESS

Es ist peinlich, sein peinliches Erlebnis erlebt zu haben. Noch peinlicher aber ist's, es aufzuschreiben. Denn war's wirklich das allerpeinlichste? Im Superlativ liegt eine hohe Verantwortung.

Na, immerhin... Wer je in Fräulein Evmarie verliebt war, wird wissen, wie mir an jenem Donnerstag zumute gewesen, als Robert, der Berufs-Schurke, mir das zarte Geständnis machte: «Morgen fahr' ich über Weekend ins Riesengebirge. Ich habe die Absicht, mich mit der Künstlerin Eva Maria Philippine Schultze (mit tz, bitte!) zu verloben.»

Es war außer Zweifel, dieser Raubmörder meinte Evmarie Schu, die Diva! Ich, nichts wie hin zu ihr!

«Was hast du mir geäußert, schillernde Schlange! Ewige Liebe hast du geflüstert! Bis ans Ende der Welt... hast du geschmeichelt und in Krummhübel endet die Welt? Wie? Und Freitag, 22 Uhr 24, ist die ewige Liebe zu Ende!»

Evmarie sagte nichts als: «Nun denk mal vernünftig. Robert ist ein angesehener Mann, er kann eine Frau ernähren, er makelt Kurs, er sitzt nicht auf seinem Gelde, er liebt mich und will, daß ich sein Weib werde. Wann hättest du je von Selbstmord gesprochen? Er aber tat's. Wenn ich nicht die Seine würde. Und —»